

Zu viel des Guten

Steven Uhlys akademische Laufbahn ist beeindruckend: Nach einer Ausbildung zum Dolmetscher und Übersetzer in Valencia studierte er Germanistik, spanische und portugiesische Literatur in Köln, Bonn und Lissabon. Er erhält sogar ein Stipendium der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ und promoviert.

Nach mehreren Anstellungen als Institutsleiter, Gastdozent und Dozent wurde er schließlich in München sesshaft, wo er 2007 mit seiner Frau den „Münchner Frühling Verlag“ gründete.

Wenn man seinen dritten Roman „Glückskind“ liest, so merkt man herzlich wenig von dieser Laufbahn. Die Handlung in groben Zügen: Ein verwaarloster Hartz-IV-Empfänger, verlassen von seiner Frau und seinen zwei Kindern und ohne jede Lebensfreude, findet zufällig ein kleines Baby in einer Mülltonne und nimmt es bei sich auf. Wie durch ein Wunder wandelt sich Hans – so der sorgfältig ausgewählte Name unseres Protagonisten – zu einem fürsorglichen, gepflegten Mann, der das Kind alle zwei bis drei Seiten mit einem Fläschchen füttert. Eingeweiht werden in sein Geheimnis der Besitzer des Lotto-Toto-Ladens auf der anderen Straßenseite (Herr Wenzel), seine Nachbarn (die Tarsis) und ein Freund derer, der Kinderarzt ist. Auf Seite fünfundvierzig wird die Mutter der Kleinen nebenbei eingeführt: Unser Held, vom Füttern und Putzen ganz erschöpft, schaut die Lokalnachrichten, in denen von einer Frau berichtet wird, die vor Gericht sitzt und dass nach einer Babyleiche gesucht wird. Hans denkt sich nichts weiter und begibt sich zu Bett. Erst Herr Wenzel muss ihn darauf aufmerksam machen: Die Polizei sucht nach dem Baby, das sie versteckt halten.

Bist du noch zu retten?

Hegte man anfangs noch Sympathie für diesen gefallenen Mann, der endlich wieder einen Lebenssinn für sich entdeckt, so wird dies hart auf

die Probe gestellt, als gute einhundert Seiten später herauskommt, dass er seine Frau, die ihn so mir nichts dir nichts verlassen und ihm die Kinder genommen hatte, mit der Nachbarin monatelang betrogen hatte. Hans hat also zwei Familien zerstört. Soso. Dass er die Bierflaschen beim Einkauf kurz vor der Kasse dann doch nicht mitnehmen will (aus Rücksicht vor dem Baby), macht ihn dann auch nicht wieder sympathischer.

Auch sonst wuchs mein Unmut über diese Figur immer weiter. So träumt Hans ständig von einem roten Gebirge und vom Fujiyama, von dunklen, engen Gängen, die in das Innere des Berges führen, wo letztendlich sein Vater auf ihn wartet, wodurch er schweißgebadet aufwacht. Dieser Traum wiederholt sich mehrmals und soll offensichtlich seine Versagensängste als Vater symbolisieren. Für den Lesefluss sind sie hingegen sehr störend, da vorhersehbar und irgendwie abgedroschen.

Nebenbei ist unser Held auch noch Philosoph. Diese Tätigkeit übt er zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten aus: Beim Spaziergehen, beim Kaffee trinken mit Herrn Wenzel, beim Bart schneiden und wie in diesem Beispiel, nachdem er einen Spielfilm sah:

„Dieser Mann ist glücklich, obwohl die Menschen in seinem Land unterdrückt werden. Später verliert er seine Leichtigkeit und muss das Land verlassen. So ziemlich das Gegenteil von mir, denkt Hans hinterher. Er nimmt das Leben schwer, obwohl sein Land frei ist, jeder kann tun und lassen und sagen, was er will. Wie kommt es dann, denkt er, dass das Leben nicht leichter wird? Er zuckt mit den Schultern. Vielleicht braucht man ein schweres Leben, um ein Leben gehabt zu haben? Wer weiß das schon?“

Viel reden, wenn der Tag kurz ist

„Die Fahrt wird eine Stunde und zehn Minuten dauern, Hans wird mit dem Regionalexpress bis in die nächste größere Stadt im Norden fahren und dort in die Regionalbahn umsteigen, die ihn an sein Ziel bringen wird. Abfahrt ist um 13.02 Uhr, Ankunft um 14.12 Uhr. Laut Google Maps muss Hans dann noch zweiundzwanzig Minuten vom Bahnhof bis zur

Justizvollzugsanstalt gehen.“ Auf zwölf Seiten wird dann jedes einzelne Blatt beschrieben, welches Hans auf dem Weg zum Gefängnis, wo er die Mutter des Kindes besuchen will, vor die Füße fällt. Obwohl manch einer sich an diesen Stil schon gewöhnt haben könnte (ich auf jeden Fall nicht!), lädt dies dazu ein, den Roman passagenweise nur noch zu überfliegen, da mittlerweile klar ist: Es wird nichts Aufregendes passieren.

Neben dieser minutiösen Beschreibung der Ereignisse, irritiert es vor allem am Anfang, dass Uhly im Präsens schreibt. Das mag eine technisch gute Leistung sein, weil das gängige Erzähltempus nun einmal das Präteritum ist, doch als ich mich gerade daran gewöhnt hatte, wechselt Uhly ins Futur. Das hört sich dann so an: „Doch bevor das alles geschieht, wendet er sich ab und läutet bei den Tarsis. Dort wird er Haydee Tarsi kennen lernen, ihren blassen Mann Uli, dessen schwacher Händedruck ihn erschrecken wird, und deren sechsjährigen Sohn Jaavid, Jaavid mit einem englischen J, wie Haydee ihm gleich bei seiner ersten falschen Aussprache mitteilen wird.“ Zwei Seiten später dann wieder der Wechsel: „Doch so weit ist es noch nicht, noch sitzen sie alle im Wohnzimmer auf dem Boden, es ist früher Nachmittag und jetzt wird gekocht.“

Was lange währt, wird endlich gut?

Der Roman, „der mit literarischer Wärme und Besonnenheit die ungeheuren Tiefen der Menschenseele auslotet [...]“, lockt mit einer herzberührenden Handlung: Ein Mann rettet ein weggeworfenes Baby – ein Baby rettet einen gefallen Mann.

Doch damit nicht genug: Existenzphilosophische Fragen, Unterdrückung von Minderheiten, Kritik am deutschen Staat. All diese schweren Themen finden ebenfalls Platz auf den knapp zweihundertfünfzig Seiten. Das ist definitiv zu viel des Guten.